

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 23 (1939)
Heft: 1-2

Artikel: Zwo : (Telephongespräch)
Autor: O.v.G
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hat eine sehr große Zahl von geschätzten Werken hinterlassen und es verstanden, zu begeistern und zu überzeugen. Es gibt Leute, die uns sagen, eine bessere Geschichte der französischen, und andere, die uns sagen, eine bessere der englischen Literatur als die Engels hätten wir in deutscher Sprache nicht; seine deutsche Literaturgeschichte ist weit verbreitet und ebenso sein Buch über Goethe. Und viele andere. Am meisten aber hat er uns vielleicht gegeben in seiner Deutschen Stilkunst in zwei Bänden (1911), die sicherlich noch auf lange hinaus das beste Stillehrbuch bleiben wird. Man hat von dem Buch gesagt, es habe nur das treffliche Werk von Otto Schroeder: Vom papierenen Stil (1902) weiter ausgesponnen. Er ist ihm auch wirklich nahe verwandt und fußt auf denselben Grundgedanken; aber schwerlich werden die 100 Seiten Schroeders das Werk Engels irgend einem ersetzen können, und der Spinner würde auch, wenn er wirklich nichts anders wäre, unsern Dank auf jeden Fall verdienen. Uns vom Sprachverein bleibt Engels Name teuer, weil keiner unsre Muttersprache leidenschaftlicher geliebt, wärmer verteidigt, höher gepriesen, sorgfältiger behandelt hat als er. Aber ihrer Reinheit hat er eifersüchtig gewacht, hat frühzeitig in unabhängiger Weise, ohne sich im Deutschen Sprachverein, dessen Anwalt und Mitarbeiter er doch gewesen ist, zu binden, allen Fremdwörterunfug befiehlt, geißelt, bloßgestellt in unermüdlicher Arbeit. Zu Weltkrieges Zeiten schüttelte ihn das vaterländische Fieber mit solcher Heftigkeit, daß seine damaligen und seitherigen Kampfschriften gegen jede Art von Verwelschung auch uns Kampfgenossen zu viel wurden. Wir haben damals den schon nicht mehr jungen Mann in Zürich über diesen seinen Lieblingsgegenstand reden hören, geistreich, hinreißend, so hinreißend, daß wir uns nachher gestanden, es sei eigentlich ein bißchen zu toll gewesen, — aber die große Zuhörerschaft (meist Lehrer aus Zürich) spendete dem ungewohnt geschickten Redner einen uns erstaunenden Beifall. Übrigens hat Eduard Engel auch immer für das Geistesleben und die Leistungen der deutschen Schweiz, besonders für Gottfried Keller, liebevolles Verständnis und warme Worte gehabt. Wenn einer unter uns den Sinn für die engste Verwandtschaft unseres geistigen Lebens mit dem ganz Deutschlands zu wecken vermocht hat, so war es Eduard Engel. An ihm konnte uns auch die Wahrnehmung nicht irre machen, daß wir nicht alles brauchen können, was er geschrieben hat, und daß er sich im Kampf zuweilen verhauen haben mag. Wir waren trotzdem peinlich berührt und beschämt, als selbst die uns wertvolle Zeitschrift „Muttersprache“ des Deutschen Sprachvereins nach dem politischen Umschwung von 1933 es fertig brachte, einen häßlichen Schmähaußatz gegen den tapfern langjährigen Mitstreiter aufzunehmen. Engel war in der Tat von jüdischer Herkunft; aber für uns bleibt er ein überaus wertvoller, durch und durch im besten Sinne deutscher Mann. Sein Andenken zu ehren soll uns eine Ehre sein. Bl.

Ein Kulturbild aus Rumänien.

In der durch den Frieden von Trianon vor 20 Jahren zu Rumänien gekommenen Provinz Siebenbürgen leben seit nahezu 800 Jahren etwa eine Viertelmillion deutscher Ansiedler, die sog. „Siebenbürger Sachsen“, in einer Anzahl blühender Städte und Dörfer, deren größte: Hermannstadt, heute über 40000 Einwohner — in der Mehrheit Deutsche — zählt. Durch einen besondern „Minderheitenschutzvertrag“ mit dem Völkerbund hat sich die rumänische Regierung verpflichtet, den völkischen Minderheiten in den neuerworbenen Provinzen: Deutschen, Madjaren, Ruthenen

usw. den freien Gebrauch ihrer Muttersprache in Kirche, Schule, im Verkehr und vor Gericht zu ermöglichen. Wie diese Verpflichtung praktisch eingehalten wird, zeigt folgender Vorfall aus jüngster Zeit.

Ein Zürcher Geschäftsmann ließ wegen einer anscheinend verloren gegangenen Postsendung durch sein hiesiges Postamt einen Laufzettel an den Bestimmungsort Hermannstadt in Siebenbürgen richten. Am 12. November 1938 sandte ihn das rumänische Postamt zurück mit dem Stempel: aufdruck „Sibiu“ und dem französischfeinfolgenden Vermerk: „Dans la Roumanie n'existe pas une ville avec du nomme „Hermannstadt“.

Dabei ist nämlich „Sibiu“ nichts anderes als die neu-fabrizierte rumänische Übersetzung für Hermannstadt!

Der Absender führte wegen dieser einseitigen chauvinistischen Schikane Beschwerde bei der Eidgenössischen Oberpostdirektion, die sich bei der kgl. rumänischen Postverwaltung in Bukarest in seinem Sinne verwendete. Die rumänische Verwaltung erteilte in der Tat die nachstehende Zusicherung:

„En réponse à votre adresse No. 5386. 73. 4/38 nous avons l'honneur de vous informer, en ce qui concerne la correspondance parvenue de l'étranger et portant indiquée la localité de destination sous l'ancienne dénomination hongroise ou allemande, que notre administration fait son possible pour la remettre à son adresse.“

Wenige Wochen später schickte der Absender seinem Geschäftsfreund in Hermannstadt eine Postkarte mit deutscher Aufschrift, die wieder als „unbestellbar“ mit dem Stempel: aufdruck „Sibiu“ und dem Vermerk in Balkanfranzösisch: „Hermannstadt non existe in Romania“

zurückkam. Offenbar macht sich ein untergeordneter Beamter beim Postamt in Hermannstadt das Vergnügen, entgegen den Zusicherungen seiner eigenen Oberbehörde, das europäische Publikum zum ausschließlichen Gebrauch der neuen, künstlich geschaffenen rumänischen Ortsbezeichnungen zu „erziehen“. Diese Politik wurde seit der Gründung ihres Staates im Oktober 1918 bis zum 30. September 1938 auch von den Tschechen gegenüber ihren nationalen Minderheiten befolgt; ihr Ergebnis hat vor knapp 4 Monaten die ganze Welt erlebt. In Bukarest ist man anscheinend begierig, dieselben Erfahrungen zu machen wie die Tschecho-Slowakei! — Geht das auch uns etwas an? — Natürlich, wenn wir nicht mehr in unserer Sprache in ein Land schreiben dürfen, das vertraglich verpflichtet ist, unsere Sprache anzuerkennen. S.

Zwo.

(Telephongespräch.)

Also zwoezwänzg zwoezwänzg wiinsche Si?

— Neei.

Was de? Si hei doch gseit —

— I ha gseit zwöütuusetzwöühundertzwöüezwänzg.

Nu ja, das isch ds Glyche.

— Neei. Os einte isch Bärndütsch und ds andere — i weis nit was; vilicht isch's das Alemannisch vom Dokter . . . Dingsda.

Re Red. Me seit jitz halt so am Telephon. Es isch Vorschrift. Verstande Si? Das dient zur Erleichterung vom mündliche Telephonverkehr.

— Es dunkt mi nöie nid aparti!

Wo-wohl. Wiisse Si, zur bessere Unterscheidung wo „zwei“ und „drei“.

— Die brucht me doch nit z'underscheide! Die git's ja gar nid, die Wörter, emel hie ume nid.

Das wär mer jiz no! Ungloublech! Wo sy Si eigtlech i d'Schuel gange, we me frage darf, Si guete Heer?

— He, z' Bärn. Weder ds Bärndütsch han-i nid i der Schuel glehrt, das chan-i süsch. Und uf Bärndütsch seit me „zwöü“ und „drüü“, „zwöühundert“ und „drüühundert“, u das verwächslet niemer.

— Aber, du mini Güeti! mer sy doch hie im internationale Berkehr!

So so. Itz han-i geng gemeint, i red mit ere Bärnerer.

— He ja, das bin-i, aber i bi schließlech o ne gebildeti Frou und weiß, was d'Zit gschlage het. Apropos Zit: i mues jiz Schluß mache.

— Nume hübscheli, nume hübscheli!

Nei, pardon, aber i cha würklech nid warte, bis so-n-en eifachi Sach in so-n-e dicke Bärnersch . . . (stockt)

— Sägert nume Grind. I ma das scho verlyde. Und es wär guet, 's gäb meh derig.

Lassen wir die beiden ihre Unterhaltung allein zu Ende führen und stellen wir uns unparteiisch auf den Boden der Tatsachen. Das Telephonfräulein hat recht: es steht im internationalen Berkehr. Und schon im interkantonalen, ja schon im bernischen Berkehr hat man es mit Leuten zu tun, die kein „zwee, zwo, zwöü“ unterscheiden können, auch kein „drei und drüü“ und die nur „zwei und drei“ kennen. Aber auch der schwer belehrbare Berner hat recht, wenn er an seinem „zwee, zwo, zwöü“ festhält und findet, man brauche unter Deutschschweizern kein „zwo“ zur Verdeutschung von „zwei“. Die Mode ist in Deutschland angekommen, zuerst, wie man mir mitteilt, im Feldtelephonendienst der Artillerie, dann im Telephonverkehr überhaupt. Warum? Weil die Schriftsprache nur „zwei“ und „drei“ kennt und diese Wörter im Telephon, wo nur die Vokale deutlich klingen, leicht verwechselt werden. Immerhin, wenn jedermann deutlich auszusprechen sich Mühe gäbe, wären auch „zwei“ und „drei“ zu unterscheiden. *)

In den bodenständigen Mundarten der deutschen Schweiz, übrigens auch in vielen Mundarten Mittel- und Süddeutschlands sowie Österreichs, lebt die Zahl „zwei“ in drei nach dem Geschlecht verschiedenen Formen fort, bei uns als „zwee“ (männlich), „zwo“ (weiblich) und „zwöü“ (sächlich). Diese Unterscheidung ist uralt.

Gotisch: twai, twôs, twa.

Althochdeutsch: zwêne, zwâ (zwô), zwei.

Mittelhochdeutsch: zwêne, zwô, zwei.

Bis tief ins 16. Jahrhundert saß diese Unterscheidung nach dem Geschlecht noch fest. Luther schreibt noch: zween Söhne, zwo Töchter, zwei Weiber. Bei Herder sogar findet man: zwene seiner alten Diener, bei zwoen Personen; bei Klopstock (im Messias) steht der Genitiv von zwo: zwoer Federn. Selbst auf das sinnverwandte „beide“ haben die Formen „zwee“ und „zwo“ abgefärbt; bayrisch z. B. heißt es „bede, bode, baide“ und aus den Kinderliedchen kennt man

Joggeli, wottsch ga rite? uf alle boode Site?

Unsere Mundarten erweisen sich hier wieder einmal als die Bewahrerinnen eines germanischen Formenreichtums, den die Schriftsprachen längst verloren haben. Es gibt Gleichschaltungsgeister, denen dieser Reichtum nichts sagt, ja, die an seiner Zerstörung Freude haben. „Zwo“ als Telephonwort stört sie nicht, weil sie es nicht mehr als weibliche Sonderform empfinden. Für ihr Ohr ist „zwooundzwanzig“ direkt schön. D. v. G. (Aus dem „Bund“)

*) Wie die Erfahrung lehrt! Ich sage am Telephon regelmäßig „zwei“ und werde ebenso regelmäßig „korrigiert“ mit „zwo“, ein Beweis, daß ich regelmäßig — richtig verstanden werde, daß also „zwo“ gar nicht nötig ist. St.

Ein überaus reichhaltiges Kapitel bildet die Stube. Daß sie die Stätte des Familienlebens ist, beweist schon die (freilich wohl allmählich aussterbende) Redensart: „E Stube voll Ghind“ (oder: „Gose“). Beim Tode des ersten Kindes sagt man tröstend: „s ersti gstorbe, d'Stube voll worde“ (Wattwil). Die Gemütlichkeit spürt man heraus, wenn Emil Balmer erzählt von einem, der „am Abe i sir große, heitere u schön läferete Stube isch ghocket u es Pffist groukt het“. v. Greyerz sagt von einer alten Frau, sie habe nach schweren Prüfungen „geng no Platz für anderi und isch wie-nen ufgrümti Stube mit Mejestöck a jedem Fenster“. Kehrt ein Mädchen die Stube dreimal rückwärts, so sitzt der Zukünftige da. Die Redensart „D' Stube ischt gwüschit“ bedeutet: Die Luft ist rein; darum heißt es auch in Bern: „We d'Stube nid g'wüschit isch, mues-mi d's Mul hüete“. Auf das Anklopfen antwortet man im Bernbiet und im Aargau statt mit dem hochdeutschen „Herein!“ mit: „I d'Stube!“ oder einfach „Stube!“. In der Ostschweiz (so bei Huggenberger) heißt man den Gast „Willkomm i d'Stube!“ (mit bemerkenswertem Wenfall). Schlimm ist's, wenn einer „im obere Stübli nid richtig“ ist. Das neben der Stube liegende Stübli dient als Schlafgemach des Eltern- oder Meisterpaars (daher bedeutet „im Stübli lige“ soviel wie die Meisterschaft im Hause üben), aber auch zu vertraulicher Aussprache und zum Abschluß von Geschäften. Im Stübli lieft des Miasli Gotthelf Großmutter dem Großvater, der sich auf dem Markt vergnügt hat, die Leuten, ebenso der Meisterbauer seinem Knecht Uli. Im Gasthof zu drei Königen in Basel gab es (1765) ein „Gnädigherrenstüblin“ und in Glattfelden bis vor Jahren eine „Wirtschaft zur Stube“ (dort muß über des grünen Heinrichs „Pergamentlein“ verhandelt worden sein). Sein Oberland ist dem Berner „D'Vistestube“. Das Gewand des vom Sonntagschoppen heimgekehrten Bauern „gaststübelet“. Der grüne Heinrich erzählt von Heidenstuben, höhlenartigen Vertiefungen am Laubberg bei Glattfelden, wo Zigeuner, die man früher auch Heiden zu nennen pflegte, Siedlungsspuren hinterlassen haben. Nach einer Aarauer Polizeiverordnung (um 1520) war das Würfelspiel nur auf der Herrenstube erlaubt. In Lichtensteig heißt das Gefängnis spöttisch Heiterstübli. Viel zu schaffen gaben den Behörden aus feuer- und sittenpolizeilichen Gründen die Chilt-, Kunkel-, Spinn-, Liecht-, Bad-, Nacht- und noch andere Stuben. Nebestübli heißt berndeutsch scherzhaft ein Kropf, Brunnstube im alten Zürcher Spital eine einem Brunnen benachbarte Gefangenzelle, allwo 1596 ein gewisser R. „von wegen synes ellenden ver-trunkenen . . . läbens und wandels“ ein paar Monate in Eisen gefangen gehalten wurde. Aus der gewöhnlichen Brunnenstube kommen da und dort die neugeborenen Kinder. Eine Zürcher Predigt von 1584 sagt, daß „im euangelio dise wält einer siechenstuben glych geachtet wird“. In Zürich wollten auch 1734 einige Eltern ihre Kinder nicht mehr zur Schule schicken; denn „der Gestank s. v. von den Hühneren, die man über Winter in den Schuelstuben habe, sene ein Ursach, daß ihre Kinder erkranken“. Was heute „Salon de coiffure“ heißt, hieß früher Scherstübli und der Tearoom Kaffistübli. In den Spinnstuben kamen die Frauen zum Spinnen zusammen; das Wort bezeichnet aber auch Zwangsarbeitsanstalten für liederliche Weibspersonen; 1730 wurden sogar „zwey Weiber von Zwenstimmen, die sich des Lehramts angemahget, in die Spinnstuben getan“. Trösterstübli hieß im St. Galler Rathaus die Armesünderzelle, wo